



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 205.

Dienstag, den 4. September 1906.

21. Jahrgang

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten)

Werner Unger erhob sich ebenfalls und bot dem hier Fremden seine Begleitung an.

„Sie sind sehr freundlich, aber ein erfahrener Reisender, wie ich...“

„Sie haben mir in Brüssel Ihre Zeit geopfert, und ich veräume nichts.“

Einige Minuten später verließen die beiden Herren das Haus: Garnier befand sich in der heitersten Stimmung; er hatte den Zweck seiner Reise rascher erreicht, als er erwarten konnte. Didier durfte nun nicht mehr sagen, er habe aus dem Prozeß keinen sonderlichen Gewinn gezogen. „Erinnern Sie sich noch des Spiellubs in Brüssel?“ fragte er.

„Natürlich,“ nickte Unger, „es war ganz famos. So was kann man nur in Brüssel haben. Ich verlor damals einige hundert Franken, aber ich würde sie für einen solchen Abend gern noch einmal hingeben.“

„So kommen Sie doch nach Brüssel.“

„Um, ja, ich habe oft daran gedacht,“ nickte der Rentier. „Es gefiel mir da außerordentlich; aber ich fürchte, meine Frau wird mich begleiten wollen, und dann sind mir die Hände gebunden.“

„Barbleu, diese Begleitung würde allerdings lästig werden,“ scherzte Garnier, und ein Blick streifte dabei lauernd das rote Gesicht seines Begleiters. „Wissen Sie was? Ich schreibe Ihnen direkt von Brüssel aus einen Brief und schlage Ihnen ein größeres, geschäftliches Unternehmen mit der sicheren Aussicht auf einen enormen Gewinn vor. Sie zeigen diesen Brief Ihrer Frau Gemahlin und versprechen ihr, sie nachkommen zu lassen, wenn das Geschäft erledigt ist.“

„Wahrhaftig, eine gute Idee!“ sagte Unger erfreut. „Ich habe mich zwar von allen Geschäften zurückgezogen, aber wenn es sich um einen enormen Gewinn handelt, werde ich's meiner Frau schon plausibel machen, daß ich ihn mitnehmen muß. Wir sprechen darüber noch. Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“

„Nur einige Tage!“

„Dann kehren Sie nach Brüssel zurück?“

„Dawohl, und nach meiner Rückkehr werde ich sofort an Sie schreiben. Sie haben damals noch lange nicht alles genossen: die Zeit Ihrer Anwesenheit in Brüssel war kurz. Ich bin wieder Ihr Führer.“

„Sehr freundlich! Es wird allerdings in ihrem Klub hoch gespielt.“

„Bah, man kann ja nicht nur verspielen, sondern auch gewinnen,“ unterbrach Garnier so geringschätzend, als ob er über Millionen zu verfügen habe. „Alles in allem genommen, rechne ich eher Gewinn als Verlust heraus. Sie werden sich das Geld wiederholen können, was Sie damals verloren haben.“

„Und wenn nicht, so liegt auch nichts daran. Man darf nicht kargen, wenn man das Leben genießen will.“

„Das ist auch mein Grundsatz! Wir werden uns in Brüssel vortrefflich amüsieren!“

Werner Unger führte seinen Begleiter in eine Bierhalle. Die großen Säle waren überfüllt; zur Zeit der Mittagsstunde fand man in diesem stark besuchten Lokal selten einen freien Stuhl. Endlich entdeckte Unger in einem kleinen Seitenzimmer ein Tischchen, an dem nur ein Herr saß, der den Eintretenden den Rücken wandte; dort waren noch zwei Stühle unbesetzt. Die beiden schritten rasch darauf zu, damit kein anderer Gast ihnen zuvorkäme.

Der Rentier zog die Stirn kraus, als er Grunau erkannte; aber es war kein anderer Platz vorhanden.

Auch Garnier stuchte, als er den Husarenoffizier erkannte, der ihm in Metz so feindlich begegnet war.

„Wie, Sie wagen es, hierher zu kommen?“ fragte Hubert in drohendem Tone, ohne von der Ueberraschung Ungers Notiz zu nehmen.

„Wer will es mir denn verbieten?“ erwiderte Garnier. „Der Krieg ist ja zu Ende, Sie sind nicht mehr in Uniform, und ich stehe jetzt nicht mehr in den Diensten der französischen Regierung.“

Hubert erbitterte die trogige Ruhe Garniers nur noch mehr. „Jedem französischen Offizier, der im Kampfe mir gegenüber gestanden hat, würde ich ohne Zögern meine Hand reichen; Sie aber dürfen auf ein solches Vergessen und Vergeben keinen Anspruch machen.“

„Barbleu, es ist wohl an uns, ob wir Vergessen und vergeben wollen,“ höhnte Garnier, in dessen tückischen Augen nun auch der Bohn ausblitzte. „Im übrigen bin ich belgischer Unterthan, und unser Konsul wird mich zu schützen wissen.“

„Na, na, halten Sie Frieden meine Herren,“ mahnte Unger. „Lassen Sie die Kriegserinnerung jetzt ruhen.“

Hubert hatte sein Glas ausgetrunken, er erhob sich und nahm seinen Hut. „Solche Erinnerungen vergißt man nicht,“ erwiderte er mit bebender Stimme, und abermals heftete sich sein zornglühender Blick auf das Antlitz Garniers, der mit scheinbarem Gleichmut den Schaum von seinem Glase blies. „Dieser Mann ist in meinen Augen ein Meuchelmörder, und mit einem solchen sitze ich nicht an demselben Tisch.“

Der Rentier blickte dem Davoneilenden befremdet nach, dann schüttelte er sein kahles Haupt mit einer Miene, als ob er sagen wollte, er verstehe das alles nicht.

„Ein sonderbarer Kauz!“ meinte Garnier achselzuckend. „Ich traf in Metz mit ihm zusammen, er war damals Offizier und machte mir Vorwürfe darüber, daß ich im Kriege an der Spitze einer Schar Franktireurs stand.“

„Das ist alles, was Sie verbrochen haben?“

„Weiter nichts! Kennen Sie den Mann?“

„Natürlich; er war der beste Freund des Verlobten meiner Tochter, der Rechtsanwalt Hubert Grunau.“

„So, so, Advokat? Weshalb er nun gerade mich mit seinem Haß verfolgt.“

„Sein Freund ist von Franktireurs überfallen und getötet worden.“

Garnier sprach auf: „Derjenige, der mit ihrer Bräutlein Tochter verlobt war?“

„Ja, der Sohn jenes verurteilten Weimar.“

„Und wo geschah der Ueberfall?“

„In der Nähe eines Schlosses, warten Sie einmal.“

„Chateau Monterau?“

„Jawohl, so hieß es,“ nickte Unger.

Jean Garnier war im höchsten Grade bestürzt, er dachte an den Korrespondenten Didiers. Aber dieser hieß ja Winter und war vor dem Kriege in Lyon gewesen. „War der junge Weimar Offizier?“ fragte er.

„Nein!“ Der Rentier ahnte nicht, welch' großes Interesse Garnier an dieser Frage nahm und wollte selbst an Theobald nicht erinnert sein. „Verderben Sie sich doch die Laune nicht an diesem dummen Zeug. Weimar ist tot und sein guter Freund, der Advokat, kann mir gestohlen werden.“

Garnier winkte dem Kellner, sein Glas zu füllen. Die Erklärung, daß der junge Weimar nicht Offizier gewesen war, beruhigte ihn; er konnte ja unter den bei Chateau Monterau gefallenen Hufaren gewesen sein. Dennoch, der Offizier in Weh hatte sich nach dem Führer der Patrouille erkundigt, und der Korrespondent Didiers war jener Führer. Sobald er wieder in Brüssel war, wollte er sich Gewißheit verschaffen. Brunau hätte ihm dieselbe geben können, aber mit ihm mochte er nicht mehr zusammentreffen. Auch an Unger richtete er keine weiteren Fragen, um ihn nicht aufmerksam zu machen. Hatte der junge Weimar sich wirklich unter falschem Namen bei Henry Didier eingeschlichen, dann sollten auch seine Freunde keine Kenntnis davon erhalten, damit sie ihm später nicht nachforschen konnten.

Das Hirn Garniers durchkreuzten schon tödliche Pläne, die er nur mit Henry Didier besprechen konnte. „Sie sind also kein Freund des Advokaten?“ fragte er nach einer Pause.

„Nichts weniger als das!“ brummte der Rentier. „Er sah, daß Sie mit mir kamen, da mußte er schon aus Rücksicht auf mich sich jeder beleidigenden Äußerung enthalten.“

„Und aus Rücksicht auf Sie habe ich mit der Antwort zurückgehalten, die ihm gebührt hätte,“ erwiderte Garnier, aus dessen Augen die Glut des Hasses loderte. „Begegnet er mir noch einmal, wird er nicht wieder so gnädig wegkommen.“

„Ne, reden wir nicht mehr davon; wenn der Krieg beendet ist, muß alles vergessen sein, was im Kriege geschah.“

Unger sprach von etwas anderem, und Garnier ging bereitwillig darauf ein; auf Theobald und den Prozeß gegen dessen Vater kamen sie nicht mehr zurück, so blieb das Geheimnis noch vorläufig gewahrt. Als sie eine Stunde später die Restauration wieder verließen, waren sie die besten Freunde geworden.

Leontine war fast gleich mit Garnier in ihrer Vaterstadt angekommen und bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhofe von dem Bruder in Empfang genommen worden.

In der sehr bescheidenen, aber traulichen Wohnung der Mutter fühlte sie sich bald wieder heimisch, und der erste Tag war nur gegenseitigen Mitteilungen gewidmet.

Ferdinand verlangte genaue Auskunft über den Ueberfall, Leontine mußte nun auf jedes ihrer Worte achten, um nicht das Geheimnis Theobalds zu verraten.

Der Bruder bat sie dann, ihn am nächsten Tage mit zum Rechtsanwalt Brunau zu begleiten, und eingedenk der Bitte Theobalds erklärte sie sich dazu bereit.

Ihre Absicht, nach Brüssel zurückzukehren, wurde von der Mutter mit Klagen aufgenommen. Die alte Frau sah wohl ein, daß ihre bescheidenen Mittel ihr nicht gestatteten, die Tochter bei sich zu behalten, aber sie meinte, diese könne nun auch in ihrer Heimat, oder doch in der Nähe eine Stelle finden.

Das eben wollte Leontine nicht, so lieb sie die alte Frau hatte, auch lieb die Erinnerung an Theobald ihr keine Ruhe; sie mußte nach Brüssel zurück, wo der geliebte Freund auf ihren Beistand rechnete.

Ja, sie liebte ihn, sie sagte es sich, so oft sie an ihn dachte, und sie wußte auch, daß es eine hoffnungsvolle Liebe war. Sie betrachtete sich als seine Verlobte, bis seine Aufgabe gelöst war, dann erst trennten ihre Wege sich wieder, und ihr blieb nur das Bewußtsein einer guten Tat.

Sie besaßte bei ihrem Entschluß, den Ferdinand ihres besseren Fortkommens wegen billigte, und die alte Frau fügte sich in das Unabänderliche, nur mußte Leontine geloben, einige Wochen bei ihr zu bleiben.

Am anderen Tage gingen die Geschwister zu Hubert, der über den Besuch sehr erfreut war.

Leontine antwortete dem Rechtsanwalt auf seine Fragen nach dem Freunde dasselbe, was sie ihrem Bruder gesagt hatte,

und schloß daran die Bitte, über die früheren Schicksale Weimars etwas näheres zu erfahren.

Vielleicht würde Hubert das abgelehnt haben, wenn er nicht den Namen Henry Didiers vernommen und zugleich erfahren hätte, daß Leontine mit diesem Manne befreundet war. Zweifelte er selbst auch nicht an der Schuld des alten Weimar, so verdroß ihn doch das Loblied, das Leontine auf Didier ausstimmte, um ihn zu ausführlichen Mitteilungen zu bewegen, die nun auch erfolgten.

„Und das alles hat ihn in den Tod getrieben, den er in jeder Schlacht, in jedem Gefechte suchte, bis er endlich ihn fand,“ schloß Hubert seinen Bericht in herbem Tone. „Ihm war das Leben eine Qual geworden.“

„Und ich meine, auch seine Braut könne nun ihres Lebens nicht wieder froh werden,“ sagte Leontine, ihn erwartungsvoll anblickend. „Sie muß sich ja den Vorwurf machen —“

„Nicht den mindesten Vorwurf macht sie sich,“ unterbrach Hubert sie erbittert. „Sie nahm die Todesnachricht sehr kühl und ruhig auf, ja, mir schien es, sie war froh darüber, nun von ihm erlöst zu sein.“

„Ist das möglich?“

„Wenn Sie sich für die ferneren Geschehnisse dieser Dame interessieren, so werden Sie vielleicht schon in den nächsten Tagen von ihrer Verlobung Kenntnis erhalten. Mit unserm Mittmeister,“ wandte er sich zu Ferdinand. „Aber ich erwarte, daß Sie davon nicht eher sprechen, bis die Verlobung veröffentlicht ist.“

„Na, weshalb auch nicht,“ meinte Ferdinand. „Weshalb soll das Mädchen sein ganzes Leben lang einem Toten nachtrauern, von dem der Wille der Eltern es früher schon getrennt hatte? Unser Mittmeister ist ein prächtiger Herr.“

„Dagegen läßt sich ja auch nichts einwenden,“ fiel Hubert ihm ins Wort. „Ich wollte nur beweisen, daß die junge Dame sich den Tod ihres früheren Bräutigams nicht zu Herzen genommen hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Tel. **Conrad H. Schiffer,**
3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Rheinisch-Westf.

Handels- und Schreib-Lehranstalt.

38 Rheinstrasse 38.

Unterrichts-Institut für Damen und Herren.



Buchführung, Rechnen,

Handelskorrespondenz,

Stenographie,

Maschinen-

und Schönschreiben.

Tag- und Abendkurse.

1460

Prospekte kostenfrei.

Fernsprecher 3283

Billige Schuhe!

Wegen Umzug nach 3 Mauritiusstraße 3
nur noch wenige Tage

Ausverkauf

aller meiner nur anerkannt soliden Waren zu außerordentlich billigen Preisen.

Schuhwarenhaus Fiedler,

3 Mauritiusstraße 3.

5697

Der alte Lumpensammler.

(Nachdruck verboten.)

Die Uhr war zwischen drei und vier am Morgen, als ich eine Lumpensammlerbestie in der Rue Nationale besuchte. Draußen stand eine Reihe alter Kinderwagen und großer, schwarzer Tragkörbe. Es waren die Transportmittel der ärmsten Lumpensammler. Neben ihnen erblickte ich auch viele mit Eisen bespannte Karren. Diese Beförderungsmittel gehörten der oberen Klasse dieser Goldgräber der Müllhaufen.

Ja, die Lumpensammler sind im Grunde genommen Goldgräber. Aus allen diesen Tausenden verrosteten eisernen Karren schrapen sie jahraus, jahrein viele Millionen Abfall zusammen, der so lange nutzlos wie das Gold in der Erde daliegt, bis der richtige Goldgräber kommt. Der Lumpensammler ist übrigens in Paris eine sympathische Persönlichkeit. Er arbeitet nach der alten Regel: „Daß nichts verkommen!“ Und er verdient sein Brot auf ehrliche Weise. Geklagt kann allerdings nicht werden, daß er gewöhnlich dem Alkohol zu sehr zugetan ist. Schon jetzt in der frühen Morgenstunde ist die Bestie voller schlaftrunkener Männer und Frauen, die dem Absinth oder dem Kasseepunsch huldigen. Sie sitzen mit schlaffen Gesichtern über ihr Glas gebeugt da und sind verdrießlich und böse darüber, daß sie nicht ordentlich ausschlafen konnten.

Ist der Durst aber erst gestillt, so verschwinden sie lautlos aus der Uhr, packen gähnend die Körbe auf den Rücken oder geben dem Esel einen Schlag über den Rücken, daß er hinten ausschlägt.

Hopla! Damit geht es an das Tageswerk, die stillen, grauen Straßen entlang.

Vor dem Weisshaus traf ich einen ältlichen Mann mit schneeweißem Haar, das wallend ein gelbes, eingefallenes Antlitz umrahmte. Er war so mager, daß die Haut auf seinen knöchigen Händen sich in dicke, graue Falten legte.

„Sie haben wohl keinen Esel?“ sagte ich zu ihm, als er seinen alten, hässlichen Kinderwagen in Bewegung setzte.

„Nein,“ antwortete er leise, wie ein kleines Kind. „Und meinen großen Hund haben sie mir gestohlen. Deshalb ziehe ich den Wagen selbst.“

Er fuhr still weiter zu einigen Abfallhaufen hinüber, die allerdings von bedeutendem Umfang waren, aber furchterlich mager aussahen und scheinbar nur aus Schmutz, Schutt, zerfallenen Mauersteinen, Sackresten und anderen wertlosen Gegenständen bestanden.

Der Alte blickte das Ganze verächtlich an und spie aus. „Ist nichts,“ wandte er sich an mich. „Für die Erde gibt der Kaufmann nur 1 Frank pro 100 Kilo. Da ist Woll doch ganz etwas anderes,“ fuhr er fort, während er weiter larrte. „Da gibt es 30 Franken für 100 Kilo. Aber Sie können mir glauben, daß es lange dauert, bis man eine solche Ladung zusammen hat. Mit Beineiwand ist auch nichts mehr los. Sie bringt 3 Franken. Knochen sind noch besser. Sie kosten zwar auch nur 3 Franken, dafür wiegen sie aber auch weit mehr.“

Während dieser Unterhaltung hatten wir den Boulevard de la Gare erreicht, der mit seinen dünnen, schwarzen Bäumen und abgenutzten, von Stullenpapier umgebenen Bänken grau in der Morgendämmerung dalag. Hier fuhren die Lumpensammler geschäftig von Karren zu Karren. Der Alte nahm sofort seine Arbeit auf. Mit kundigem Blick arbeitete er sich unter Hülfsnahme eines Stodes durch die obere Schicht von Schotenhälsen zu den unteren edlen Teilen durch.

„Sehen Sie nur,“ sagte er munter und zog ein altes Manschettenhemd heraus. „Sehen Sie nur, ein schönes Stück, und außerdem sieht noch ein Knopf in dem einen Ärmel. Wenn dieses Hemd gewaschen wird, so ist es ehrlich seine vier Sous wert, und finde ich noch einen Knopf dazu, so habe ich noch einen weiteren Sou verdient.“

Der Alte hielt das Hemd triumphierend in die Höhe, das von den ersten Strahlen der Sonne hell beschienen wurde.

Im ganzen genommen war dieser Müllkasten eine kleine Goldgrube. Wir gruben daraus nach und nach einen Rindsknochen, ein großes wollenes Tuch, ein Paar Schnürstiefel und ein Stück Hundeleine heraus.

„Es muß noch mehr darin sein,“ sagte der Alte begeistert und lehrte den Kasten um.

Wang richtig. Unten in der Uhr glänzte eine Messingdose, die im gepulverten Zustande wenigstens 1 Sou wert war, und daneben lag ein flotter Photographierahmen aus Bronze. Dieser Schatz gab dem Alten Veranlassung zu folgendem Vortrag: „Ich habe in den Müllkästen von Paris schon manchen Photographierahmen mit zerbrochenem Glas und zerissenem Bilde gefunden. Sehen Sie, junger Freund, Sie haben gewiß auch schon einmal eine gekannt, der Sie ewige Treue geschworen und von der Sie daselbe Gelübde erhalten haben. Eines schönen Tages kommt das Gewitter. Sie verlassen das Mädchen im Jörn und zerstückeln das Glas des Photographierahmens, der die bis dahin Geliebte einrahmte. In Ihrer Erregung vernichten Sie ihr Bild, schleudern den Rahmen in die Ofenecke, von wo aus er am nächsten Tage in den Müllkästen und von da aus ganz ruhig in meinen kleinen Wagen wandert. So endigt hier in Paris die Liebe im Müllhaufen. Darüber haben Sie aber natürlich noch nie nachgedacht.“

Nach dieser Auseinandersetzung zog der Alte den Wagen zu einer Bank, und aus seiner buntfarbigem Tische holte er eine große Flasche Rotwein und verschiedene, in Zeitungspapier gewickelte Schwaren.

„So, nun wollen wir ein wenig frühstücken, während wir uns die anderen betrachten. Es macht Vergnügen, andere arbeiten zu sehen, während man selbst dastht und sein Leben genießt.“

„Sind Sie verheiratet?“ fragte ich.

„Ich hatte eine sehr schöne Frau und zwei Kinder,“ antwortete er, „aber die Kinder sind tot und die Frau ist mir von demselben gestohlen, der mir meinen großen Hund stahl. Es ist aber schon sehr, sehr lange her.“

Er wischte eine Träne aus seinem Auge.

Als die Mahlzeit beendet war, larrte der Alte seinem dürftigen Heim zu. Vorher lud er mich aber doch noch ein, ihn an seinem Stand zu besuchen, den er an den beiden wöchentlichen Markttagen in der Vorstadt Vieuvre einnahm. Ich machte mich denn auch am nächsten Tage auf den Weg nach diesem eigenartigen Markt, auf dem sich die verunglückten Produkte von Paris unter Bewachung der Lumpensammler und ihrer Gehilfen auf Säcken und Schürzen ausbreiteten.

Der Stand meines Freundes, der in einer großen blauen Schürze bestand, wies folgende Gegenstände auf: einen Rosenkranz, eine halbe Aneisange, sieben verrostete Nägel, drei ausgeschnittene Fingerringe der „Petite Republique“, eine Hundeleine, ein Andachtsbuch, ein verbogenes Brecheisen und schließlich ein eigenartig zusammengefügtes Kinderkostüm.

Ich blieb eine ganze Weile bei dem Alten, der trotz seiner sehr billigen Preise nichts verkaufte. Er schien aber ganz vergnügt zu sein und erzählte mir, daß er die Märkte weniger des Geschäftes wegen besuche, als um „mit Menschen zusammenzukommen“.

Als die Uhr 1 schlug, verkaufte er doch noch die Hundeleine an eine etwas zweifelhaft aussehende Person, „die sich schon,“ wie er mir zuzüflerte, „den richtigen Hund dazu stellen wird.“

Dann packte er die alte Schürze zu einem Bündel zusammen, nahm herzlich von mir Abschied und wanderte mit seiner Marktware der Stadt zu.

Er ging etwas gebeugt, war aber vergnügt und guter Dinge und piff eine muntere Melodie vor sich hin.

Obgleich er nur noch ein Stückchen trockenes Brot bei sich hatte und seine Weinflasche leer war, freute er sich seines ärmlichen Daseins. Das Leben war doch wert, gelebt zu werden!



Das Schwermögen der Vögel. Das Vogelauge ist mit einem geradezu wunderbaren Schwermögen ausgestattet. Helms hat beobachtet, daß der Kukuk imstande ist, Larven zu sehen, die in zehn Meter Abstand umherkriechen, und das Auge des Sperkings und Zinken entdeckt ein kleines Samen.

form oder eine Protuberanz in 8-9 Meter Entfernung. Die Augen dieser Vögel sind sechs mal so schwer, als ihre gedruckte Hirnschale. Betrachten wir ein Vogelei, so fällt uns in erster Linie seine Größe und sein Gewicht auf. Die größten Augen hat der größte Vogel, nämlich der Strauß. Es steht dem Auge von Pferd und Rindvieh nicht nach. Aber vergleicht man das Gewicht des Augapfels mit demjenigen des ganzen Vogels, so wird man finden, daß die kleinsten Vögel verhältnismäßig die größten Augen haben. So wiegt die Eider 72 mal, die kleine Schwalbe dagegen nur 20 mal mehr als ihre zwei Augäpfel. Natürlich sind die Augen unserer Nachtvögel sehr groß. Das Auge der Nacht-eule wiegt z. B. 9,5 Gramm, mit einem Längsdurchschnitt von fast 28 Millimeter, und ist fast ebenso schwer, als die Hirnschale des Vogels, ein Verhältnis, das man nicht annähernd bei den Säugetieren findet. Dies muß uns um so mehr in Erstaunen versetzen, weil die Natur gerade mit Rücksicht auf den Vogelopf sich bemüht hat, sparsam zu sein, um den gewöhnlich langen Hals nicht zu sehr zu belasten. Aber die Vorteile, die mit den großen Augen verbunden sind, sind so bedeutend, daß sie die damit verknüpften Uebelstände bei weitem übertreffen. Bei der langen Sehweite und der erstaunswürdigen Erweiterung des hintersten Augenabschnitts müssen die Bilder, die das Auge aufnimmt, verhältnismäßig groß, im höchsten Grade deutlich und bis in die kleinsten Einzelheiten klar werden.

Der Segen der Vulkanausbrüche. In der Rundschau des „Prometheus“ findet sich von Dr. L. Reinhardt, dem Verfasser des Buches: Der Mensch zur Eiszeit in Europa, eine Betrachtung, die zu einem für den Laien jedenfalls überraschenden Ergebnis führt. Die Ursache der von der Erde durchgemachten Kälteperioden, der sogenannten Eiszeiten, liegt nach den Untersuchungen von Arrhenius in dem wechselnden Gehalt der Atmosphäre an Kohlensäure, der zunächst der bestimmende Faktor für die größere oder geringere Ausstrahlung der von der Sonne stammenden Erdwärme in den Weltraum ist. Daß in der Vorzeit der Erde vorherrschende wärmere Klima ist lediglich die Folge des damals etwas höheren Gehaltes der Atmosphäre an Kohlensäure. Die Quellen der atmosphärischen Kohlensäure sind aber die vulkanischen Ausbrüche und die Gasausströmungen aus kohlensauren Quellen und Mofetten als den Ueberresten einstiger vulkanischer Tätigkeit. Seit der letzten Eiszeit ist die durchschnittliche Temperatur des Sommers in Europa um 2,5 Grad C. zurückgegangen. Ginge die Jahrestemperatur noch um den gleichen Betrag herunter, so ständen wir wieder am Beginne einer Eiszeit. Diese Tatsachen, sagt der Verfasser, zeigen mit aller Deutlichkeit, daß wir der Möglichkeit einer neuen Eiszeit durchaus nicht entronnen sind. Vielmehr spricht alles dafür, daß wir uns in einer Zwischenzeit befinden, die allerdings noch viele tausend Jahre dauern mag. Dabei können wir sagen, daß sie um so länger andauern wird, je mehr vulkanische Eruptionen sich ereignen werden, d. h. je mehr Kohlensäure durch solche Naturereignisse aus der Erdrinde, in der sie in heißen Magmen aufgelöst der Befreiung harret, in die umgebende Atmosphäre ausgehaucht wird, welche die zu Eingang betonte Wärmeanreicherung begünstigt. Also müssen wir, so entsetzliche Katastrophen und Verluste an Menschenleben auch mit solchen vulkanischen Ausbrüchen verbunden sind (hat doch der letzte Ausbruch des Mont Pelée auf Martinique, der noch in unser aller Erinnerung ist, nicht weniger als 30 000 Menschen das Leben gekostet und auch eine kleine Vogelart gänzlich ausgerottet), jede vulkanische Ausströmung an der Erdoberfläche als wohlthätig und lebenspendend für alle übrigen, vom Unglücke nicht gerade betroffenen Lebewesen begrüßen. Ein Verstiegen derselben auf die Dauer würde uns in absehbarer Zeit eine neue Eiszeit bringen, was wir lieber nicht wünschen wollen, da eine solche trotz aller Kulturfortschritte die Lebensbedingungen für alle Bewohner Europas außerordentlich erschweren und einschränken würde.

Ein neues Gift im Kaffee. Nach Dr. E. Erdmann enthält der Kaffee, speziell das Kaffeeöl, bis zu 50 Prozent Furfuralkohol, der von nachteiligem Einfluß auf den

menschlichen Organismus ist. Bei diesbezüglichen Versuchen ergab sich besonders eine nachteilige Wirkung des Giftes auf die Atmung und die Körpertemperatur. Der Speichelfluß wird vermehrt, ebenso die Sekretion der Tränendrüsen und die Schleimsekretion. Häufig wirkt das Gift auch harntreibend und Durchfall erregend.



Russische Wirtschaft. Der verstorbene König Christian IX. von Dänemark war bekanntlich ein vorzüglicher Reiter und großer Pferdefreund. Einige Jahre vor dem Tode des Zaren Alexander III. entschloß sich dieser, seinem Schwiegervater zu seinem Jubiläum ein Paar schöner Rappen zu schenken. Ein kaiserlicher Stallmeister wurde beauftragt, die geeigneten Tiere anzukaufen. Der Zar ließ sich die Pferde, zwei herrliche Karossiers, vor ihrer Abfahrt aus Petersburg selbst vorführen und äußerte seine volle Zufriedenheit mit der getroffenen Auswahl. Die Pferde, die mit einem großen Kostenaufwand aus dem Süden Russlands herbeigeschafft waren und deren Kaufpreis ein Vermögen repräsentierte, wurden Unterbeamten übergeben, die sie zu Schiff nach Kopenhagen befördern sollten. Bei der Ankunft des Transports in der dänischen Hauptstadt fanden die ihn erwartenden königlichen Marshallbeamten zu ihrem größten Erstaunen ein Paar minderwertiger Wagenpferde vor. Man glaubte anfänglich an eine Verwechslung auf dem Schiffe. Die unter der Hand angestellten Recherchen ergaben aber, daß schon in Petersburg hinter dem Rücken des kaiserlichen Sponsors ein Umtausch stattgefunden hatte. Der König von Dänemark wollte aber seinem Schwiegersohn den Aerger sparen, den diese Entdeckung ihm bereitet hätte, wohl auch die sichere Verbannung des Schuldigen nach Sibirien verhindern, deshalb befahl er allen Mitgliedern der königlichen Familie, den Hofbeamten und der Dienerschaft strengste Verschwiegenheit. Als der Zar im nächsten Sommer wieder nach Kopenhagen kam und den Wunsch äußerte, die Pferde zu sehen, ließ der König ihm ein Paar feiner eigenen besten Rappen im Halbdunkel vorführen und erklärte sie für die aus Russland erhaltenen Tiere, deren Vorzüge er nicht genug zu loben wußte. Der Zar, der sich auch richtig täuschen ließ, gab seiner lebhaften Freude darüber Ausdruck, daß sein Geschenk so gut ausgefallen war. Die in Kopenhagen eingetroffenen Pferde, die nicht für würdig erachtet wurden, vor einer Hofkutsche zu gehen, befinden sich heute noch im königlichen Besitz. Auf persönliche Anordnung des verstorbenen Königs werden sie als Transport- und Arbeitspferde für den königlichen Haushalt benützt.



Höchste Liebe. Er: „Und liebst du mich denn wirklich von ganzem Herzen, Klara?“

Klara: „O ich dich von Herzen liebe, Rudolf? Sieh mal, erst gestern fragte mich Papa, ob ich nicht lieber einen hübschen Pudel als dich haben wollte, und ich habe das energisch abgelehnt.“

Ihr Kummer. Ella: „Meine Mutter will nicht, daß ich heirate.“

Kella: „Wieso? Hat sie das gesagt?“

Ella: „Nicht direkt. Aber sie erzählt allen Leuten, ich hätte in meinem Alter gerade so ausgesehen wie ich.“